Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 61. Bromberg, den 14. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(2. Fortsetzung.)

Sie räusperte sich. „Tag", sagte sie dann. „Etwas fragen habe ich Euch wollen, Herr", fuhr sie stockend fort, als er ihren Gruß erwidert hatte.

„Nun", munterte er unwillkürlich auf, als sie wieder innehielt, und er sah, daß eine Gewalt in ihr arbeitete, obwohl ihr Gesicht reglos und bleich blieb.

„Der Jaun, der Bub", stieß sie nun hervor und hob einen Augenblick die unter den starken Brauen fast düster blickenden Augen. Sie hatten einen sonderbaren Ausdruck von Hilflosigkeit. „Der — Ihr —" stotterte sie weiter, „Ihr habt gemeint — in der Stadt käme der Jaun eher fort. Wüßtet Ihr jetzt nicht etwas für ihn, etwas, wo — wo er etwas lernen könnte?"

Er mußte fast lachen ob der Jachheit, mit der sie ihn, den Wildfremden, mit einer Bitte ansprang. Da war es ihm, als durchrinne ein Zittern ihre lange, zähe Gestalt; es kam ihm eine Ahnung, was der Weg und die Stunde sie kosteten. „Ja", sagte er sinnend, „so — so schnell läßt sich das nicht sagen. Aber überlegen will ich mir's schon."

„So irgendwohin zum Schreiber oder — so — so, wie man sagt, auf ein Bureau", half sie nach.

Er nickte. „Wenn mir etwas einfällt, oder wenn ich etwas finde, schreibe ich", sagte er.

Da trat sie aufatmend einen Schritt von ihm zurück. „So sage ich Dank", sprach sie, und dann, als er schon zum Abschied am Hut rückte, fuhr ihr ein roter Schein übers Gesicht, der erlosch, wie er gekommen, und sie sagte hastiger: „Schreibet dann nicht an mich, schreibet nur der Schwester, der Clari-Marie, ich sage ihr davon."

„Gut", gab er Bescheid. „Frau Clari-Marie Truttmann", sagte er vor sich hin, den Namen in ein Notizbuch zeichnend.

„Schreibet nur: An die Clari-Marie im Isengrund", fiel ihm die Cille ins Wort. Auch jetzt wieder hörte er aus ihrer kurzen Rede mehr, als sie sagte: der Clarie-Marie mußte der Name ihres verstorbenen Mannes nicht lieb sein.

Sie gingen jetzt mit kurzem Gruß auseinander. Kirchhofer erreichte die Männer, den Jacki, den Führer, und seinen Buben, einen weißblonden mit starken Gliedern und glattem Gesicht.

„Wie geht das Gehen?" fragte Jacki mit stummem Lachen.

Kirchhofer ließ sich auf die Bahre nieder und atmete auf. „Jetzt lasse ich mich lieber tragen", sagte er.

Dann faßten jene die Bahre und stiegen mit ihm die steile Felsstraße hinab zum See. Der Städter sah in die Weite, das heimliche Silberleuchten lag noch immer rings auf allem Land, nur der See stand schwarz, von Wellen gekräuselt und dampfend in der Tiefe. Kirchhofer aber wurde das Bild der Cille nicht los, wie die zähe, eckige Gestalt dahergekommen war, in Wesen und Art ein Stück lebendig gewordener Stein, und doch ein Weib, dem Feuer versteckt irgendwo in der Seele loderte. Das Bild des bleichen Buben trat hinzu, der in der Bergrauheit verkümmerte. Und es faßte ihn ein Mitleid für den.

Die Kirche von Isengrund war gefüllt. In der schönen, klaren, säulengetragenen Halle standen die Männer und Weiber, ein seltsames Geschlecht. Sie standen in dunkeln Feiertagskleidern, die Männer in Schafwollstoffen, die Weibre zumeist in schwarzem schlichten Gewand. An den Männern war, wie sie Reihe an Reihe hintereinander den Segen des Pfarrers über sich ergehen ließen, eine langsame Wucht; wie eine Herde Stiere standen sie da, schwer; hätte einer vor ihnen gestanden, möchte ihn unwillkürlich ein Bangen angekommen sein: wenn sie vorwärts stampfen und dich zertreten! Unter den Weibern waren viele, die Arbeit und Mühe vornüber gezwungen, viele waren plump, klein, einige ragten hoch und hager und hart aus den Reihen, junge Mädchen waren darunter, zierlich, schlank, mit runden Gesichtern und schwerem, reichem Haar.

Der Pfarrherr ging mit dem Weihwedel durch den Gang, der die Männer- und Weiberseite schied; ein Chorbub trug ihm das Weihwasser; die schweren Schuhe, auf denen der Bub hinter dem Geistlichen herschritt, machten die Steinfliesen dröhnen. Der Pfarrherr hatte das Meßkleid abgelegt, trug nur sein bis an die Schuhe reichendes schwarzes Gewand, das um die Hüften eine Schärpe schnürte. Er war ein mittelgroßer, hagerer Mensch, trug eine altväterische Brille auf der knolligen und geröteten Nase, über der Brille strebten wie ein Bündel Spieße die Falten zwischen den dünnen Brauen hinauf in die kirchturmspitze Stirn. Wie er so durch die Reihen seiner Gemeinde schritt, hatte er einen schiebenden, sonderbaren Gang; seine Füße waren nach innen gerichtet, so daß er gleichsam immer mit dem einen über den andern stieg, die Bewegungen seiner Arme aber und seines Körpers waren von einer feierlichen, salbungsvollen Gemessenheit. Durch den Gang zurückkehrend, wendete er sich und machte das Kreuzzeichen über den Andächtigen, dann traten die Weiber aus den Stühlen, ihnen folgten die Männer. Draußen vor der Kirche lag ein heißer Glanz auf den Granitplatten des Vorhofes; die Sonne meisterte immer mehr die Nebelschleier. In diesen Schein hinein quoll die schwarze Schar der Kirchgänger; in einen Knäuel geballt kamen sie aus der Tür gestolpert, der Knäuel zerriß, bald liefen die schwarzen Menschenreihen wie Faden der geraden weißen Straße entlang dem Dorf zu. Eine kleine Schar von Weibern blieb zur Rechten des Kircheneingangs stehen; nach und nach fanden sie sich so zusammen, die Clari-Marie und die Cille waren die ersten am Platze. Zu ihnen trat die Furrerin, dem Rottalbauern sein Weib, die ging wie die andern in schwarzem Gewand und schwarzem Kopftuch und brauchte nicht auszuläuten, daß sie eine Zieglerin sei. Sie glich der Cille und glich der Clari-Marie; worin, war schwer zu sagen; jeder Zug ihres hageren Gesichts schien anders, und doch war das ganze gleich. Schärfer waren seine Linien, Kinn und Nase liefen seltsam spitz zu; ihre Augen

waren schwarz und glänzend, fast schön. Sie war die Jüngste und die Kleinste; aber jung war sie doch nicht mehr.

Eine vierte trat an die Seite der andern; die Kirche war schon fast leer, als sie heranwatschelte. Ein paar Weiber, die nach ihr kamen, sagten ein „Gut Tag, Viktorine“, als sie an ihr vorübergingen. „Gut Tag“ gab die Viktorine Ziegler, die Pfarrmagd, mit einer schrillen Stimme zurück. „Gut Tag“, grüßten die Weiber zu den übrigen dreien hinüber, heimsten den Gegengruß ein und tappten davon. Dann tauschten die vier Schwestern zwei, drei Worte, kurz, karg, nicht laut, und machten sich auf den Weg, sie teilten sich auf der Straße; zwei gingen diesseits, zwei jenseits am Rand. Die Clari-Marie und die Viktorine schritten je vorauf. Nach ein paar Schritten blieben sie stehen, sahen nach der Kirchentür zurück; als sie dort den Pfarrherrn heraustreten sahen, setzten sie ihren Weg fort. Die Clari-Marie und die Cille herseits gingen mit gesenkten Köpfen, gingen heim, wie sie hergegangen, die andern beiden verfielen in ein Gespräch, reckten dabei die Hälse und warfen sich die Worte mit sonderbar gleichen hohen Tönen zu; es scholl fast, als ob sie stritten. Und noch eines war sonderbar. Die Pfarrmagd, die Truttmannin und die Cille trugen Gewand, das sonntäglicher war als das der Furrerin; die ging schwarz wie die andern, aber das Schwarz war alt und schimmerte grünlich; seltsam hungrig sah die Furrerin neben den Schwestern aus.

So aber gingen die vier immer vom Kirchgang heim. Im Isengrund wußte es keiner anders. Wo sie einem begegneten, rückte er den Hut; aber er sah nur die Clari-Marie an, wenn er grüßte, obwohl die kaum den Blick vom Boden hob. Zuweilen flog auch ein Wort der beiden Schrillstimmigen zu den andern hinüber; die Cille gab kaum je Bescheid, die Clari-Marie sprach manchmal. Wenn sie redete, war es, als würden die Schritte der andern kürzer und duckten sich ihre Hälse; vielleicht aber schien es nur so.

Nach einer Weile kam der Pfarrherr von hinten über sie. Sie drehten sich und ließen ihn in der Mitte der Straße herankommen.

„Tag, Herr Pfarrer“, grüßten sie, nur die Pfarrmagd schwieg.

Der Pfarrherr hob das Barett vom halbkahlen Schädel mit einer langsamen Handbewegung, als grüßte er einen Würdenträger seiner Kirche. Dabei leuchtete aber ein rasiertes Gesicht in einem breiten Lachen auf, sein Mund öffnete sich und zeigte eine Menge schlechter Zähne. Als sein Auge dem der Clari-Marie begegnete, schlicht sich ein Unbehagen in die süße Freundlichkeit seiner Züge, so als störe ihn ihr scharfer und klarer Blick, der geradeswegs mit schuldiger Demut und doch mit forschender Offenheit in seine kleinen wässerigen Augen traf. Es hob dann ein Gespräch an, in das alle einstimmten; sie sprachen über dies und das, bloß die Cille sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Der Pfarrherr hatte auch im Reden dieselbe Gemessenheit und Feierlichkeit wie in seinen Bewegungen und sprach vom Wetter und den alltäglichsten Dingen mit gleich ernster Gewichtigkeit, als predige er über irdisches und ewiges Heil.

An der Stelle, wo der Rothornweg in die Dorfstraße einbog, trennten der Pfarrherr und die Viktorine sich von den übrigen; das Pfarrhaus lag ganz am jenseitigen Dorfende, der alten, außer Gebrauch gesetzten Kapelle zuneben; denn als die vom Isengrund das neue Gotteshaus gebaut hatten, hatte das Geld nicht gereicht, auch des Pfarrherrn Behausung mit hinaus auf die freie Höhe zu nehmen.

„Der Pfarrer vom Isengrund verdient sich sein Mittagsbrot mit Laufen“, sagte der Hochwürdige, als er das Barett in langsamem Bogen lüftete und wieder aufsetzte, es war dasselbe, was er jeden Sonntag und an derselben Straßenstelle sprach, und die andern lachten dasselbe Lachen wie immer dazu.

Die Pfarrmagd reichte den Schwestern die Hand; während die der andern hart und glasig sich anfaßten, war die ihre feist und rund wie das ganze Weibswesen. Die Clari-Marie wendete sich kurz, die stille Cille folgte ihr, die Furrerin hatte noch mit der Viktorine zu tuscheln. Als sie auseinandergingen, trug das gelbe Gesicht der Rottalbäuerin einen zufriedenen Zug; die Schwester hatte sie zum Nachmittagskaffee geladen und die Furrerin aß gern an anderer Tisch. Die Schwestern waren ihr um ein paar Schritte voraufgekommen, sie setzte zu rascherem Steigen an; da klang ihr ein „Trini, so wart'!“ in die Ohren, und dann kam ihr Mann, der Furrer, hinter ihr hergegangen, hinter dem sich eben die Tür einer jenseits der Dorfstraße liegenden Schenke zugetan hatte. Er war ein steiler Mensch; mit den eckigen Schultern ragte er weit über den vogelartig schmalen Kopf seines Weibes hinaus; er hatte eine drollige Art, den langen Oberkörper zurückzuziehen und vorzustoßen, so daß er einen Gang wie ein Straußenvogel hatte.

„Hast jetzt Holz gekauft?“ fragte die Frau, als sie nebeneinander bergan stiegen.

„Nichts ist zu machen, alles zu teuer“, knurrte er und stieß einen Fluch durch die Zähne; dabei war sein Gesicht gelb wie das seines Weibes, aber es mochte immer so sein; denn er sah krank aus, die Backenknochen standen knorrig heraus und die Haut hing schlaff an ihnen herab, die Augen, die finster und scheu waren, lagen tief, auch waren die schwarzen dichten Bartstoppeln Ursache, daß der nackte Teil des Gesichtes fahler schien.

Die Clari-Marie war auf der Schwelle ihres Hauses stehen geblieben, bis der Furrer und sein Weib herankamen.

„Tag, Schwager,“ grüßte sie den Mann. „Was ist?“ munterte sie auf, als sie den Ärger in seinen Zügen sitzen sah.

Statt seiner gab sein Weib Bescheid: „Holz hat er kaufen wollen, aber wer soll kaufen heutzutage! Das Blut ziehen sie einem aus dem Leibe, so ziehen sie.“

Die Clari-Marie antwortete mit leisem Spott: „Bah, ganz umsonst kann einer nicht kaufen.“

Da brach die Furrerin in ein Jammern über die schlechten Zeiten aus, der Bauer aber reckte mit einem tiefen Aufschnaufen die lange Gestalt, die zäh und kräftig war wie wenige, und sagte:

„Meinst, ich will ewig stehen bleiben, wo ich stehe! Arbeiten tue ich, und gern und viel, aber es soll um etwas sein; wenn ich alt bin, will ich etwas auf der Sparkasse haben!“ „Und ein paar Gulden im Haus“, fiel die Furrerin ein. „Und das Haus will ich frei haben“, fügte er wiederum hinzu. „Faulheit kann uns keiner vorwerfen“, fuhr sein Weib fort; „es hätte schon lang einen Knecht leiden mögen, was er“ — sie wies auf ihren Mann — „allein schafft“.

„Ja, ja,“ nickte die Clari-Marie, und ihre Augen ruhten mit einer Art Anhänglichkeit auf den beiden; von der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit derer im Rottalgut erzählten sie Wunder im Dorf. „Ja, ja,“ wiederholte sie und grüßte: „So, ade.“ Damit trat sie in die Tür.

Der Furrer und sein Weib stiegen langsam den Rothornweg hinan, voran er, die Frau wie sein kleiner Schatten hinter ihm.

Die Clari-Marie, die in die Wohnstube trat, überfiel der Ziegler, der mit seinem Weibe am Ofen saß, mit Fragen. „Wer ist in der Kirche gewesen? Wen hast gesehen? Hast geredet mit dem und dem?“

Sie trat zum Tisch, den die Cille deckte. „Die vom Rottal sind mit mir heraufgegangen“, sagte sie halb mechanisch dem Alten zur Antwort. Dann schien ihr ein Gedanke aufzuspringen. „Schier gar zu schäbig geht sie doch herum, die Trini“, sagte sie, blieb stehen wo sie stand und sah die Cille an.

„Laß sie sparen, wenn sie sparen will“, gab diese zurück.

Töni, der Gesell, mischte sich ein, der mit Jaun, dem Buben, hinter dem Tisch saß. „Was der Furrer schafft!“ sagte er. „Zugesehen habe ich ihm, die zwei Tage, die ich oben am Gaden mitgeholfen habe! Wie den habe ich noch keinen werken gesehen.“

„Arbeiten kann er“, sagte die Clari-Marie sinnend, „aber —“

Sie vollendete nicht. Einen Augenblick stand sie noch, und hinter ihrer Stirn schien es zu arbeiten, dann half sie den Tisch rüsten.

„Laß sie doch sparen, so laß sie“, eiferte der Cille zum Echo mit vorgestrecktem Halse der Ziegler vom Ofen her.

„Jere-ja—jere-ja“, stammelte im Jammerton sein Weib.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zahnlücke.

Ein heiterer Vorfall.

Von Marta Maria König

Doktor Spätmann hatte auf seinen Forschungsreisen in Ägypten viele dunkle Grabkammern besucht, viele starre Skelette beschaut und furchtlos Mumien anstudiert. Deswegen wunderte es jetzt seinen treuen Diener Jakob sehr, daß sein Herr solche Blicke voll Entsetzen teils in seine Hand sandte, teils in einen Taschenspiegel, den er vor das Gesicht hielt. Zwischen den Vorderzähnen gähnte die Lücke eines ausgebrochenen Zahnes unbekümmert und unabänderlich in das leider rücksichtslos wahre Spiegelgläschen, und in der feinnervigen Rechten des Kunsthistorikers Spätmann lag wie ein Teufelsgeschenk der Ausreißer, der Unhold unter seinen Zähnen, der dem Widerstand einer hartnäckigen Schwarzbrotkruste nicht gewachsen gewesen war. Der Doktor schüttelte den Kopf, als könne er den Ursachen irgendeines großen Naturereignisses nicht auf die Spur kommen. „Ich werde alt", murmelte er endlich, und sein Tonfall verriet eine Unsicherheit, als könne er bei der versteinerten Gräte irgend eines entschwundenen Reptils nicht mit Gewißheit feststellen, zu welcher Zeit es gelebt. „Ich werde alt", bestätigte er sich selbst noch einmal. „Antonie wird mich nicht mehr leiden mögen, wenn sie die Stelle des öden Nichts in meinem Oberkiefer entdeckt. Frau von Schöntal ist ein herrliches Weib und hat Anspruch auf einen „ganzen" Mann."

„Ich würde eine Frau nicht heiraten wollen", knurrte in einer Ecke der treue Diener, „die mich eines ausgebrochenen Zahnes wegen weniger schätzen könnte. Wer uns nicht mehr liebt im Schmutz, hat uns auch nicht geliebt im Putz." Und um die Kühnheit dieser Rhetorik gleich zu übertäuben, drängte er bescheiden die Frage hinterher: „Soll ich den Zahn jetzt in Spiritus legen, Herr Doktor?"

„Wir wollen meine Knochensammlung nicht durch meinen unedlen Zahn schänden, Jakob", war die besinnliche Antwort, „ich bin ja auch kein Aufsehen verdienender Krokodilrest. Aber sage mir, rate mir jetzt, in einer Viertelstunde kommt Frau von Schöntal zum Frühstück zu mir. Ich kann doch meiner Braut nicht in diesem Zustande begegnen. Von meinem morschen Zahn muß sie auf die Beschaffenheit meiner übrigen Knochen Schlüsse ziehen."

Jakob räusperte sich. „Herr Doktor hat mir immer gesagt, ehe man einen Schluß zieht, müsse man eine Sache sehr gründlich studieren. Aber ein End-Schluß ist wohl kein Entschluß."

„Wie meinst du das, Jakob?"

„Ich meine, wenn ein Entschluß ein End-Schluß wäre, dann hätte der Herr Doktor Frau von Schöntal auch gewiß noch gründlicher studiert."

„Jakob", fuhr der Doktor auf, „ich bin dein Herr, und Frau von Schöntal wird deine Herrin werden. Dir kommt es nicht zu, Redensarten über sie zu machen. Du bist ein alter Esel, und sie ist eine Venus."

„Ja, aber", wagte Jakob noch einmal einzuwenden, „Herr Doktor hat so viele Venusse aus Holz und aus Stein gesehen; hat er schon daran gedacht, daß eine Venus aus richtigem Fleisch auch noch etwas anderes als nur eine Venus ist?"

„Jakob", mahnte der Doktor, „statt überflüssige Betrachtungen anzustellen, rate mir lieber: Wie mache ich es, daß meine Braut mich erst dann wiedersieht, wenn ein guter Zahnersatz den Schaden unsichtbar macht?"

Ohne eine Antwort ging Jakob ans Telephon: „Allo Herr Doktor läßt heute um das Nichterscheinen der gnädigen Frau bitten!... Warum?... ja warum, das hat er mir auch nicht gesagt."

„Du hättest doch irgend einen Grund angeben können, Jakob!"

„Ach, Herr Doktor, die Weiber sind schlau. Den wahren Grund kann ich nicht nennen. Lügen ist schäbig, hat Herr Doktor selbst immer gesagt."

Der Doktor machte es sich jetzt gemütlich, und Jakob schenkte ihm eine Tasse Tee ein. „Ich muß mich nun erst in Gedanken an den Besuch bei einem Zahnarzt gewöhnen, wie einst die alten Römer an den Anblick der Germanen", bemerkte er und ließ es sich gefallen, daß Jakob ihm die Rinden von den Brotschnitten entfernte, um weiterem Unheil vorzubeugen. „Jakob, glaubst du...", wollte der Doktor gerade einige Ausfragen über Zahnarztkünste beginnen, da fuhr draußen ein Auto vor. Wie in einer Anwandlung von Hellseherei mußte er es sich vorstellen: Wenn das Frau von Schöntal ist! „Jakob, was nun, wenn meine Braut doch kommt?..." Da... da zog auch schon jemand sehr frisch und lebenshungrig an der Klingel. Jakob stolperte bestürzt an die Haustür und öffnete. Vorsichtig behielt er die Tür in der Hand und schob einen Fuß durch die Spalte. „Ist Herr Doktor hier?" fragte Frau von Schöntal mit einem Lächeln, das mit Zuckerguß und Buttercreme garniert schien. „Ja", knurrte Jakobs Wahrheitsliebe. „Bitte, dann führen Sie mich zu ihm!" — „Er ist wohl da", führte Jakob bedächtig weiter aus, „aber er will für die gnädige Frau nicht da sein!"

„Das wäre ja noch schöner!" herrschte Frau von Schöntal den mutigen Jakob an. „In zwei Wochen ist Hochzeit, und er will für mich nicht da sein? Was ist der Grund? Hat jemand ihn gegen mich aufgehetzt? War meine Freundin Fiffi hier?" Dabei schob sie sich durch die Tür an dem Diener vorbei, der, von dem feinen Geruch der Venus angeweht, jetzt etwas deutlicher die Urteilslosigkeit des Doktors zu begreifen begann.

Frau von Schöntal stand im Eßzimmer vor ihrem verstörten Verlobten. „Edgar, was bedeutet das? Du hast nicht einmal einen Gruß für mich?"

Der Doktor kniff die Lippen fest zusammen, und seine sonst fast kindlich gütigen Züge gewannen einen Ausdruck starrer Entschlossenheit.

„Edgar", schmeichelte die junge Frau, „so sprich doch wenigstens ein Wort! Hat mich jemand bei dir verleumdet? War Fiffi hier? Oder Sylfi? Sprich doch, sprich doch!" klopfte ungeduldig ihr zierlicher Schuh. Aber Edgar preßte nur noch ängstlicher die Lippen zusammen. Die Stimme der jungen Frau wurde beschwörend. „Edgar, ich weiß, daß viele schlecht von mir reden. Aber glaube ihnen nicht! Denke auch mal an die andere Seite! Ich bin jung und schön. Ist es da meine Schuld, daß Willinger in mich vernarrt ist und mit Gewalt meine Büste meißeln wollte? Ist es meine Schuld, daß Doktor Hartmann so eifersüchtig auf ihn war, daß er sich im Sommer in den Ferien bei mir einquartierte? Ich habe oft Sommergäste gehabt, Edgar! Aber glaube ihnen nicht, es ist doch alles nicht wahr. Ist Tanzen denn etwas Unrechtes? Was siehst du mich so entsetzt dabei an? Ha, jetzt weiß ich es genau. Sie haben dir beigebracht, daß wir nächtliche Wanderungen gemacht haben. Ist denn etwas dabei? Glaub' ihnen doch nicht, Edgar, es ist ja alles gar nicht wahr gewesen. Sprich doch nur ein einziges Wort, Edgar! Glaub den schlechten Menschen nicht! Jeder weiß immer mehr von einem als man selbst."

Jetzt kniff der Doktor die Lippen nach einer anderen Richtung zusammen... und auch aus einem anderen Grunde. Leise pfiff Jakob durch die gesunden Zähne. Empört sah Antonie sich nach ihm um. Dann wandte sie sich in neuer Erregung dem Doktor zu und schleuderte ihm weinend ins Gesicht: „Und überhaupt, wenn du mich so behandeln willst, dann suche dir eine Dümmere aus... ich bin an anderes Mobiliar gewöhnt, als an Skelette und Gerippe und habe überhaupt an jedem Finger zehn Verehrer. Solch überlebte Ansichten wie deine brüten die Pflastersteine ja nicht mehr aus! Ein Glück, daß ich das noch rechtzeitig erkenne! Morgen verlobe ich mich mit Willinger... der hat sowieso schon lange auf solchen Ausfall deinerseits gewartet!" Dann rauschte die schöne Braut zur Tür hinaus.

Jetzt pfiff der Doktor leise durch das frische Loch in seinem Oberkiefer. „Ein Unglück kommt nie allein", bemerkte er.

Jakob brachte ihm ein Gläschen Kirschwasser. „Und sonst sagt Herr Doktor immer: Bei jedem Unglück ist ein Glück dabei!"

Märzensonne.

In gold'nen Strömen fließt die Märzensonne
Auf Frühlingsdächer und auf Strohdachkaten.
Der Bauer steht vor seinem Roggenfelde
Im Duft der Scholle und der grünen Saaten.

Er lauscht der Erde leis geheimen Stimmen,
Und wie die Äcker atmen tief im Sehnen;
Wie diese Scholle wird auch seine Seele
In Sonne und in Arbeit weit sich dehnen.

Er hebt dann eine Hand voll brauner Erde,
Zerbröckelt prüfend sie im tiefen Sinnen,
Wie wohl ein Gott, der Sonne, Mond und Sterne
Läßt lächelnd durch die Schöpferhände rinnen.

Wilhelm Lennemann.

Bunte Chronik

* **Kranke Freiersfüße.** Auf den Felsriffen, die der Küste des südafrikanischen Namaqualandes vorgelagert sind, nisten, von den Menschen ungestört, Millionen von Pinguinen. Besonders zur Paarungszeit, wenn die Männchen den Weibchen den Hof machen, indem sie ihnen runde Kieselsteine vor die breiten Ruderfüße legen und mit zwinkernden Augen darauf warten, daß die Angebetete das Liebespfand aufnimmt und ihnen damit ihre Gunst beweist, stellt die Küste das reine Coney Island der Pinguine dar. Seit einiger Zeit aber ist ein großes Unheil über die Pinguinkolonien herein gebrochen. Eine unbekannte Krankheit wütet unter den feierlich-possierl'chen Frackträgern mit den weißen Westen. Die Krankheitserscheinungen gleichen denen der Papageienkrankheit, die vor kurzem in ganz Europa Unruhe weckte. Anscheinend tritt hierzu noch eine Lähmung der Ruderfüße, die den Berichten von Augenzeugen zufolge den Tod von Zehntausenden von Pinguinen herbei geführt hat.

* **Der Fastnachtsfußball von Chester-le-Street.** Mit der Verhaftung von „zehn Mann" schloß kürzlich ein „Fußballspiel", das nach einer Jahrhunderte alten Sitte an jedem Fastnachtsdienstag in den Straßen des Städtchens Chester-le-Street in Durham in Beisein einer zahlreichen Zuschauerschaft abgehalten wird. Wegen der dadurch verursachten Verkehrsstörungen verbot die hohe Obrigkeit in diesem Jahre das Spiel und drohte, jeden zu verhaften, der einen Ball auf die Straße würfe. Ein zahlreiches Schutzmannsaufgebot gab dem Verbot den nötigen Nachdruck. Im Laufe des Vormittags fuhr nun ein Kraftwagen langsam durch die Hauptstraße; plötzlich fiel aus ihm ein Fußball in die Menge, die sich begeistert darauf stürzte, während der Wagen um die nächste Ecke verschwand. Einem Schutzmann gelang es mit einiger Mühe, sich des Balles zu bemächtigen und ihm mit einem Messerstich das Lebenslicht auszublasen. Aber schon war ein neuer Fußball da, der das gleiche Los erlitten haben würde, wäre er nicht mit Papier ausgestopft gewesen. Er war kaum beschlagnahmt, als aus einem Dachfenster ein gleicher Ball auf die Straße fiel, mit dem die inzwischen auf 2000 Köpfe angewachsene Menge ihr lustiges Spiel trieb, bis auch er nach einer Viertelstunde der Polizei in die Hände fiel. So ging es den ganzen Tag. Kaum war ein Ball „verhaftet", flugs trat ein anderer an seine Stelle. Den Fußbällen folgten kleine Gummi- und Tennisbälle, schließlich flogen sogar eine pralle Schweinsblase und eine blecherne Wärmflasche durch die Luft. Erst die Dunkelheit machte dem seltsamen Spiel ein Ende, das trotz der gemachten zehn „Gefangenen" und der die Taschen der Schutzleute füllenden „Beute" keineswegs mit dem Siege der Polizei geendet hatte.

* **Radiohören ist ein Menschenrecht.** Das Gericht von Arras in Frankreich hat das Radiohören zu einem Menschenrecht erklärt. Ein Dr. Vidal hatte sich nämlich einen Radioapparat angeschafft, konnte aber nichts hören, da eine Wirtschaft in seiner Nähe ein Grammophon Tag und Nacht spielen ließ. Gütliche Auseinandersetzungen halfen nichts. Die Wirtschaft wollte von dem Verlangen des Dr. Vidal, den Apparat abzustellen, nichts hören. Dr. Vidal blieb nichts anderes übrig, als ein Gericht anzurufen. Der Richter erkannte die Rechtmäßigkeit der Klage Dr. Vidals. Das Recht, den Rundfunk zu genießen, erklärte der Richter, ist in unserer Zeit der Technik ein allgemeines Menschenrecht. Deshalb muß die Wirtschaft das Grammophon so aufstellen, daß es den Doktor beim Anhören der Rundfunkveranstaltungen nicht stört.

* **Schuljungen als Diebe.** In der schwedischen Stadt Orebro sind 12 Schuljungen im Alter von 10 bis 13 Jahren angeklagt, eine Diebesbande organisiert zu haben. Die Polizei stellte fest, daß seit einiger Zeit eine Diebesbande in der Stadt tätig war, die sich ausschließlich aus Schuljungen rekrutierte. Haussuchungen bei den betreffenden Schülern ergaben, daß die jugendlichen Diebe in Cafés und auf der Straße Passanten um Schmucksachen, Brieftaschen, Zigaretten und Revolver bestohlen haben. Sie betätigten sich außerdem als Fahrraddiebe und hatten eine reiche Beute zusammengebracht. Die Polizei hat bisher noch keine Verhaftungen vornehmen können. Die Affäre erregte in der Stadt große Sensation, zumal die Diebe zu den besten Familien der Stadt gehörten.

* **Seine Exzellenz der Meisterkoch.** Im Kriege soll er hervorragende strategische Fähigkeiten an den Tag gelegt haben, der königlich großbritannische Generalleutnant Sir Ormonde de l'Epée Winter. Heute aber hat er den etwas ungewöhnlichen Ehrgeiz, als Meisterkoch anerkannt zu werden. Seine Vorliebe für die Zubereitung herrlicher Leckerbissen reicht schon Jahrzehnte zurück. Im Jahre 1896, als er Kasinooffizier eines Artillerieregiments war, steckte er zum erstenmal seine Nase pflichtgemäß in den Kochtopf und beobachtete den Küchenchef bei der Ausübung seiner schmackhaften Kunst. Diese begeisterte ihn mehr als einst den Rossini, und der Feinschmecker wollte die guten Sachen, deren Düfte seine Nase umschmeichelten, nicht nur genießen, sondern auch selbst herstellen. Mit den Jahren vervollkommnete er sich derartig, daß er seinen Gästen das Essen selbst bereitete. Vor einiger Zeit reiste einer der Bekannten des Generals mit einem der großen Überseedampfer nach Amerika. Nach der Rückkehr erzählte er Sir Ormonde begeistert von dem Göttermahl, das ihm der Küchenchef des Dampfers vorgesetzt hatte: „Nein, wissen Sie, so etwas Köstliches habe ich noch nie gegessen." Sir Ormonde, der Meisteramateurkoch, runzelte die Stirn. Was, es sollte einen Menschen geben, der bessere Gerichte zu bereiten wußte als er! Der Gedanke schien dem Koch-General unerträglich: „Den Mann muß ich kennen lernen. Nein, ich will mich mit ihm messen!" Kurz entschlossen schickte Sir Ormonde ein Kabeltelegramm hinter dem nach Amerika schwimmenden Küchenchef her und forderte diesen zu einem Kochduell heraus. Jeder der beiden Gegner soll ein Menu für acht Personen bereiten, und letztere werden als Schiedsrichter auftreten. Sir Ormonde — mit ihm ganz England — ist überzeugt, daß er die Siegespalme davontragen wird. Seine Exzellenz hat in den Zeitungen schon die von ihm geplante Speisenfolge mitgeteilt und vielen das Wasser im Munde zusammen laufen lassen. Dagegen ist leider nichts darüber bekannt geworden, ob der General bei diesem Zweikampf in weißem Kittel und hoher Leinenmütze oder mit Säbel, Schärpe und Federhut antreten wird.

Lustige Rundschau

* **Die gute Aussicht.** „Endlich hat Lehmann Aussicht auf ein großes Geschäft!" -- „Was Sie nicht sagen! Lehmann, dieser Pechvogel!" — „Ja, er ist umgezogen und wohnt jetzt der Dresdener Bank gegenüber!"

* **Beim Wort genommen.** Zum Altwarenhändler: „Nein, für den Preis gebe ich die Kleider nicht her — lieber verschenke ich sie!" — „Schenken Sie mir se!"

* **Küchenidyll.** „Hol' mir mal die Spiritusflasche, Traute, wo Essig druff steht; da muß noch een bißken Himbeersaft drinne sind."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.